Der Peitschenschlag

Ein Histörchen

von Walther Mittasch-Berlin.

Allmorgendlich entrollte dem weitgeaukten Tore der Brauerei „Zum güldenen Löwen" der Wagen mit vollen Fässern, den die beiden starken, breitbrüstigen Belgier zogen. Oben auf dem Kutscherbock saß Michael Rauhbach, anzuschauen wie Gott Gambrinus. Es wedelte ihm ein fuchsiger Vollbart vom Kinn; zwischen gutmütig funkelnden Aeuglein klebte eine dicke, rote Nase. Und in der dicken Faust steckte eine gewaltige Peitsche. Wenn er diese Peitsche zur Hand nahm und damit einen gedlegenen Lufthieb schlug, dann knallte das, als habe ein fürwitziges Stadtknechtlein seine Muskete abgeschossen, und manch Bürgermann hob mißtrauisch schnüffelnd den Kopf aus seinen Vatermördern. Aber die Tauben, die ruckend um den silbern sprudelnden Marktbrunnen wankelten, hoben sich auf klatschenden Flügeln und flatterten nach dem schönen alten Giebel der Apotheke, allwo sie die vergrünten Renaissanceschnörkel mit ihrem blutwarmen Leben dekorierten.

Alltäglich auch ratterte der Bierwagen durch die Schwalbengasse, wo das Gasthaus „Zum grünen Schwanen" stand, volle Fässer schulterend, leere ausspeiend. Unter den alten Rüdblampen hin, die alsdann leise klirrten, rumpelte der Wagen, den Mathias Rauhbach lenkte. Eigentlich hätte er seinen Weg besser am Stadtgraben entlang genommen; aber es soll verraten werden, weshalb Michael lieber durch die Schwalbengasse donnerwetterte — und weshalb er — genau dreimal — jenen gewaltigen Lufthieb tat, der wie ein Musketenschuß die enge Gasse durchgellte und über den Stadtmauerturm ins Blaue flog.

Der erste Hieb galt der rotbraunen Dorothea Brändlein, die bei dem ehrsamen Herrn Alois Brettschneider, der gesamten Heilkunde Doktor, Dienste tat. Pfiff der Musketenknall am Küchenfensterlein vorüber, dann sagte Jungfer Dorothea an die Haustür und funkelte von dem Beischlag aus wie die aufgehende Morgensonne den forschen Rosselenker und seine scheltenklirrenden Gäule an. Ein wetterwendisch Persönchen, die rotbraune Dorothea; und abends am Marktbrunnen eine der Spritzigsten und Dreistesten. Aber der Michael schlug trotzdem den Lufthieb. Es würde ihm etwas fehlen, wenn die Rotbraune mit dem Sonnenlachen eines Tages nicht auf dem Beischlag stände.

Den zweiten Hieb schlug der Michael vor dem Häuschen Nr. 17. Dort lag hinter den gebauchten Fensterscheiben und den wurderfam verschnörkelten Christrosen ein krankes Kind. Ein kleiner Junge, der arg gelähmt war und dem das Leben nur wie eine flüchtige Legende schien, die man nicht glauben darf. — Wenn morgens der Bierwagen vorbei dröhnte, die breiten behaarten Pferdehufe Funken schlugen, die Ketten und Schellen klirrten, die Fässer rumpelten und über alledem die Peitsche ihren fröhlichen Schrei kreischte, — dann spitzte der kranke Junge die Ohren, und es war ihm, als faßte das Leben ihn an, mit einem neckischen, spielenden Finger . . . und dann zogen sich die grauen Schatten, die sonst so schwer und dicht herumschwebten, ein wenig zurück und verblaßten. — Der Knabe war zu schwach, um sich aufzurichten . . . deshalb konnte er ihn nicht sehen, den Bierwagen. Wohl aber hören; und das genügte. Schon vor weitem vernahm er den lustigen Wagen, verfolgte ihn in Gedanken, spürte ihn heranpoltern, schüttern und klirren, atmete gewissermaßen den Peitschenschlag ein, versank kurze Zeit in sehnsüchtige Träume, von Wiesen und Wäldern, durch die lange Straßen zogen, auf denen andere wandern durften . . . und begleitete dann den sachte verebbenden Lärm mit wachen Ohren . . . von dem feinen, rhythmischen Zittern des Bettes seltsam angeregt.

Und der dritte Schlag und Knall war das Signal für den „Grünen Schwan". Auf dieses hin kugelte Petersen, der dicke Wirt, unter dem Vorbogen hervor, stellte sich mit dem grünbeschürzten Bauch in die Sonne, die auf den Schnallenschuhen und Westenknöpfen ein kindlich Geblänker vorzauberte. —

So ging das alle Tage. Und man sollte meinen, es wäre ein Stückchen, ein winziges Stücklein Weltgeschehen, was sich da mit unabänderlicher Notwendigkeit abspielte.

Aber dennoch hat es sich gewandelt. Der fröhliche Wagen rollt heute über den Stadtwall . . . und die Peitsche hat das Kreischen verlernt. Zuvörderst ist die rotbraune Dorothea ohne Gruß und Kuß mit einem Schmiedegesellen davon gegangen; und auf den Beischlagstufen steht ein staubiggrauer Hausdrachen, an dem weder die Sonne noch der Michael Freude haben. So unterblieb denn der erste Peitschenknall. — Alsdann ist auch der zweite Juchzer der bunten Schnur verflogen. Im Häuschen Nr. 16 haust ein Ratsschreiberlein. Das nährte sich von Aktenstaub und galliger Tinte. Und wurde allmorgendlich „nervös" vor dem rohen Peitschenlärm und katzbuckelte um den Herrn Bürgermeister, und hetzte bei dem Herrn Brauereibesitzer . . . Na, und so verboten sie dem Michael das Peitschenknallen. — Seitdem ist der kranke Knabe noch blasser und stiller geworden. Der schöne, lustige Wagen rumpelt nun nicht mehr durch die Schwalbengasse, und die grauen Schatten haben sich wieder enger und enger um das Kind gezogen, so daß der Meister Totenoräber schon leise anfangen kann, das Grabscheit zu schärfen.

Und den dritten Peitschenknall hat der Michael auch aufgegeben. Der macht ihn keinen Spaß mehr. Aber auch gar keinen. — Man kann's wohl begreifen.

Wenn der Michael heute beim „Grünen Schwanen" vorfährt, dann steckt er halt nur noch zwei Finger in den Mund — und pfeift laut und gellend. Schön klingt es nicht. Aber wer Ohren hat, zu lauschen, der hört aus diesem harten, kreischenden Pfiff den Groll eines tief im Innersten getroffenen Herzen.

—e—

Der Fünfzigmarkschein

Skizze von Grete Massé.

Die kleine ältliche Frau Alma Hoenicke geht, den Kopf voller Sorgen, durch das Warenhaus. Wie ein schmaler schwarzer Schatten gleitet sie in ihrer altmodischen Mantille und dem dunklen Filzhütchen stumm durch die Räume. Sie hat in der Lebensmittelabteilung ein wenig Schmalz gekauft und ein paar Tüten Hülsenfrüchte. Gerne hätte sie noch ein wenig Fleisch erstanden oder wenigstens einen Käse oder ein halbes Pfündchen Schinkenspeck. Aber in ihrem Geldbeutel schimmern nur noch trübe ein paar Groschen. Ihr Mann ist seit Monaten stellungslos. Trotz seiner Kränklichkeit und seiner vorgerückten Jahre läuft er sich Tag für Tag die Hacken ab. Aber für jeden ausgeschriebenen Posten sind Dutzende von Bewerbern da. Und die Arbeitgeber ziehen die jüngeren Leute vor. So ist die Not in die kleinen Stuben der Hoenickes eingezogen. Ein Stück des Hausrates nach dem andern wandert ins Pfandhaus, und immer geringer wird die Hoffnung, sie wieder einlösen zu können.

Plötzlich blickt die alte, kleine Frau erstaunt vor sich nieder.

Dicht vor ihr, auf dem Fußboden des Teppichlagers, liegt ein Fünfzigmarkschein. Die blasse vergrämte Frau starrt auf das Geld. Da liegt es, unbeachtet. Keiner scheint es zu vermissen.

Für sie aber würde es Reichtum bedeuten und Glück. Man könnte damit die Miete zahlen, auch im Korridor die herausgebrochene Fensterscheibe ersetzen lassen, damit ihre von rheumatischen Schmerzen geplagte Schulter durch die Zugluft nicht noch mehr zu leiden habe. Dem Manne würde man die Schuhe neu besohlen lassen und ihm einmal ein kräftiges Essen vorsetzen.

Schon will sie sich bücken. Da summt ein Sprüchlein aus Kindertagen durch ihr Gehirn. „Unrecht Gut gedeihet nicht." Sie richtet sich wieder kerzengrade auf. Sie geht weiter und schreitet von Verkaufsstand zu Verkaufsstand. Es kommt ihr gar nicht zum Bewußtsein, wie sinnlos es ist, daß sie die funkelnden Dinge des Luxus beschaut, die für die Frau eines Stellungslosen gar nicht in Betracht kommen.

Plötzlich ist sie wieder im Teppichlager. Ganz ohne ihren Willen und ohne ihr Wissen. Jäh schießt ihr das Blut in den Kopf. Da liegt noch immer der Fünfzigmarkschein. Keiner hat ihn gesehen. Er hat auf sie gewartet. Das Schicksal wehte ihn dahin, damit es für sie ein Aufatmen gebe in ihrer häuslichen Not. Sie bückt sich, so schnell es ihr das schmerzende steife Kreuz erlaubt. Der Schein knistert zwischen ihren Fingern. Sie hält ihn fest. Freude flackert in ihrer Brust auf. Sie denkt an die guten Dinge, die so notwendig sind und die sich für dieses Geld beschaffen lassen.

Aber wie sie weiter geht, da ist es plötzlich, als hielte sie in der Höhlung ihrer Hand nicht ein bedrucktes Papier, sondern eine glühende Kohle. Die brennt sich ein in ihre Haut, daß die ganze Innenfläche der Hand schmerzt. Sie schlägt die Augen nieder, denn sie meint jeder, der vorüber geht, müsse ihr die Schuld von der Stirne ablesen können. Und plötzlich denkt sie: „Eine alte Frau geht durch dieses Haus, die eine Diebin ist . . ."

Sie kommt an einem Spiegel vorbei. Sie blickt hinein. Sie schaut in ihr eigenes Angesicht wie in ein fremdes. Da sind Linien um ihren Mund, die sie nie an sich gekannt. Da liegt ein Ausdruck in ihrem Blick, wie ihn ihr redliches Auge noch nie gehabt. Und plötzlich fällt ihr ein, daß der Schwiegerlohn ihr heute Abend durch seine zweite Frau den kleinen, vierjährigen Sohn ihrer verstorbenen Tochter zum Besuch in die Wohnung schicken will. Entsetzen überfällt sie bei dem Gedanken, daß das Kind sich an sie schmiegen und nach der Hand greifen werde, die Diebesgut zwischen den Fingern gehalten.

„Nein," spricht sie leise vor sich hin, „nein, Hänschen soll keine Großmutter haben, die nicht ehrlich ist . . ."

Und mit ihren kleinen, müden, lautlosen Schritten geht sie in das Fundbüro des Warenhauses und legt dem würdigen Herrn mit goldener Brille und dem weißen Barte, der am Schreibtisch sitzt, den Fünfzigmarkschein auf die braune, glänzend polierte Holzplatte. —

Aber merkwürdig, obwohl sie sich des gestohlenen Gutes entledigte, hat sie immer noch das Gefühl, als trüge sie in der Handfläche die feurig glühende Kohle, die sich in ihre Haut brennt. Die Menschen auf der Straße scheinen sie mit Blicken zu mustern, die ihr die Schamröte in die Stirne treiben. Es ist, als wäre es allen bekannt, daß sie sich gestohlen und nach fremden Geld gegriffen hat. Sie alle scheinen zu glauben, sie verberge noch immer den Fünfzigmarkschein in ihrer Hand.

An der Straßenecke steht ein Polizist und sieht sie an.

Die kleine Frau Hoenicke meint, er verfolge sie mit den Blicken, wie man mit boshaften Augen die Schritte eines Verbrechers verfolgt. Und plötzlich klopft in ihrer Brust das Herz wie ein Hammer. Sie sieht in den Spiegelscheiben der erleuchteten Läden, daß er ihr nachgeht. Ihr wanken vor Angst die Knie. Obwohl es kalt ist, fühlt sie an ihren Schläfen die Schweißtropfen ausbrechen. Ihre Lippen zittern.

Jetzt ist er neben ihr. Er sagt: „Sie haben Ihren Handschuh verloren, kleine Frau!" Und er hält ihr einen dünnen, abgeschabten schwarzen Wollhandschuh hin, der ihr in der Erregung entfallen ist.

Sie nimmt ihn an sich. Ihre farblos gewordenen Lippen vermögen kaum eine Dankeswort zu stammeln. Obwohl sie zu Fuß nach Haus gehen wollte, um die Fahrgroschen zu sparen, steigt sie in die elektrische Bahn. Mag das letzte Geld drauf gehen! Ihre Kräfte sind zu Ende, ihre Nerven gaukeln. Sie muß endlich die eigenen vier Wände um sich haben, zwischen denen sie sicher ist, daß kein fremder Blick sie mehr trifft.

Als sie heim kommt, ist es in der Wohnung ganz dunkel.

Sie tastet nach den Streichhölzern und entzündet die Gaslampe über dem Küchentisch.

Eine kleine Helle verbreitet sich langsam in dem Raume. Das plötzliche Licht bringt die Augen der alten Frau, die eben noch das Dunkel umfangen, zum Blinzeln. Sie schaut auf die Wände, auf den Herd, wo in der Asche noch ein Restchen Feuer glimmt. Da gewahren ihre blinzelnden Augen auf dem Tisch einen Fünfzigmarkschein, so neu und blank wie der im Teppichlager des Warenhauses.

Ein Gefühl des Schwindels packt sie. Die ganze Küche scheint sich um sie zu drehen, und die kleine Lampe über dem Tisch schwankt hin und her. Sie glaubt, der Fünfzigmarkschein habe sie verfolgt und breite sich, ihr zum Hohne, hier vor ihren Augen aus, um sie zu quälen und ihr redliches Heim zu entweihen. Sie stöhnt auf. Obwohl sie sonst sanften Gemüts ist, überkommt sie ein solcher Zorn, daß sie diesen entsetzlichen Fünfzigmarkschein packt um ihn zu zerreißen und die Fetzen in die Asche des Herdes zu streuen.

Aber wie sie den Geldschein aufhebt, liegt ein beschriebener Zettel darunter.

Sie nimmt aus ihrem Nähkörbchen ihre Brille und setzt sie auf. Nun erkennt sie die Schrift ihres Mannes. Da steht in Eduards sauberen, sorgsam und pedantisch gesetzten Buchstaben: „Habe in einer Fabrik einen Vertrauensposten erhalten. Man gab mir fünfzig Mark Vorschuß, weil ich schon viele Monate ohne Arbeit und Verdienst bin."

Die alte, kleine Frau Hoenicke sitzt auf dem Küchenstuhl, hält den Fünfzigmarkschein in ihrer Hand, und aus ihren Augen tropfen Tränen der Freude auf ihn nieder.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sanß, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 7 — Samstag, 16. Februar — 1 29

Jetzt ist zu Haus der Fasching...

Skizze von Paulrichard Hensel.

Die Sonne war über den wirren Steinhaufen der Campagnadörfer untergegangen. Zwischen von Mauern umhegten Garten eines kleinen Hauses, das ihnen zur neuen Heimat geworden war, saßen zwei deutsche Maler und tranken still und versennen ihren Wein.

„Jetzt ist zu Haus der Fasching", sagte der eine und sah mit einer versteckten Sehnsucht an den Zypressen vorbei nach Norden. „Es war doch schön. Einmal im Jahr konnte man ein anderer Mensch sein, lustig und ausgelassen und die Mädels waren Königinnen und Blumen und Sterne, und man brauchte ihnen nichts zu glauben, weil sie ja alle Masken trugen — was, Klaus, man vergißt nicht alles, nicht wahr?"

Das Gesicht des anderen war ernst geworden. „Nein", sagte er, „ich vergesse auch nicht, daß es doch alles so töricht ist, was wir vom Fasching denken. Ich habe mir nie viel aus diesen Festen gemacht. Was gingen mich so viele fremde Menschen an? Aber einmal habe ich eine Maske tragen müssen, lange über den Aschermittwoch hinaus, und die hat sehr gedrückt — weil ich einen Menschen, den ich lieb hatte, ohne Maske sah . . .

Das war noch auf der Malschule. Ich sehe an Deinem Lächeln, daß Du richtig geraten hast: Es handelte sich um ein Mädchen. Nicht um irgendeins, sondern um das, das ich liebte und das für mich das ganze Leben bedeutete. Ein nie gekanntes Gefühl inneren Zusammengehörens verband uns, ein seltenes Verstehen und Ineinanderaufgehen. Aber wir mußten uns noch äußen verstellen, fremd zu einander tun — was brauchten wir uns von unserer Liebe zu wissen? In den Ateliers wucherte schnell der Klatsch. Sie war in der Bildhauerklasse. Daß sie immer fröhlich und froh ich war, machte die Männer aufmerksamer auf sie als auf jede andere. Und einer der Martin Roch, verlor sein Herz ganz an sie. Sie liebte ihn nicht, ich wußte das aber — mochte ihr seine Zuneigung schmeicheln oder war ihr das eigene Verhalten unbewußt — oder Unbefangene mußte den Eindruck gewinnen, daß zwischen den beiden eine herzliche Freundschaft bestand. Sie lieh sich vor ihm Material, das sie vergessen hatte; in den Frühstückspausen halfen sie sich gegenseitig aus, und es ging keiner am Platze des anderen vorüber, ohne für die Dauer von ein paar Worten stehen zu bleiben.

Das tat unserer Liebe keinen Abbruch. Gewiß sprachen wir darüber. „Du darfst nicht eifersüchtig sein", sagte Gisela, „hast Du nicht viel mehr von mir?" Und da unser Glück beständig wuchs und ich selbst in dem Zustand war, daß ich keinem Menschen böse sein konnte, verstand ich das Mädchen und sah nicht mehr, als es im Grunde wohl war: Die Unbefangenheit einer kollegialen Vertraulichkeit, die das Arbeiten leicht macht. Ich hatte Giselas Briefe und tausend schöne Erinnerungen. Und kam wirklich eine Mißstimmung über mich weil die Wirklichkeit unter fremden Menschen doch immer ganz anders aussieht, als ein im Alleinsein gesprochenes Wort klingt, so fürte Gisela es sofort, kam und gab mir die Hand und löschte mit einem Lächeln alle törichten Gedanken aus.

So verging etwa ein halbes Jahr. Wir bereiteten unser gewohntes Künstlerfest vor, das heißt, wir arbeiteten gemeinsam an der Ausstattung der Räume, hielten aber unsere Kostüme bis zum Fest selbst voreinander verborgen. Gisela wußte, daß ich nicht daran teilnehmen würde. Arbeit und Krankheit hielten mich zu Hause. „Schade", sagte sie, „ohne Dich macht es mir keine Freude." Ich empfand etwas wie Trost dabei, obwohl das sicher egoistisch gedacht war. Aber am Abend überfiel es mich doch, schnell noch dem Mädchen eine verliebt bin, sagte sie sich in einer Art mädchenhaften Stolzes; es gefällt mir so, wie es ist, und es soll gar nicht anders sein. In den Hotels waren andere Männer, mit großen Namen und großen Börsen, die der jungen Rita Sommer nahe standen. Nein, ein Flirt soll es nur sein, ein gescheiter, geistiger, erfrischender Flirt — mehr nicht.

Johannes Gracht, der in dem Reichtum seiner Bücherstube wenig an dem fröhlichen und luxuriösen Leben um ihn herum teilnahm, spürte dies alles mit seinem Instinkt. Er hatte das junge Mädchen lieb. Und er sagte sich mit einem Schein von Recht: Wenn sie oft zu mir kommt, gern und freudig kommt, muß doch wohl etwas sein, was uns ganz heimlich innerlich bindet. Aber er sprach nicht darüber. Er war gescheit genug, sich damit zu bescheiden, gefällig, gern gesehen und so etwas wie ein guter Freund zu sein.

Einmal schlug er eine Morgenfahrt im Schlitten vor. Rita überlegte. „Heute abend ist der letzte Ball im Excelsior . . ."

Gracht senkte ein wenig den Kopf. „Und da werden Sie also morgen müde sein —"

Sie lächelte seltsam. „Ich glaube auch."

Dann ging sie bald. Johannes war sehr still geworden. —

Es war der letzte und daher der ausgelassenste und glänzendste Ball, den das Kurhaus veranstaltete. Rita Sommer fühlte sich in ihrem Element. Sie wurde bewundert und umworben, aber ihre Laune und ihr Temperament kannten keine Bindung an einen [illegible] sie gefiel sich wohlig den Triumph ihrer Schönheit und Ueberlegenheit. Einer aber, der Arzt Jaensch, ließ sich durch die Schar der Anbeter nicht beirren. Er hatte schon auf den Schneeplätzen sich immer wieder den hübschen P[illegible] zu nähern versucht, und nun sollte ihm dieser Abend die Entscheidung bringen. Und noch ein anderer war viel an Ritas Seite: Brand[illegible] der Filmdirektor mit der großen Villa in Hiddensee. Es war schon spät in der Nacht, als Rita und Brandt sich in eine Loge zurückgezogen hatten. Das Mädchen war müde geworden — gewiß nicht vom Tanz —, aber ein nie gekanntes, beklemmendes Gefühl hatte sie befallen. Wo[illegible]n waren alle die Männer, die anfangs nicht von ihrer Seite gewichen waren? Jetzt hatte jeder ein Mädel im Arm, das ihm gern ein Abenteuer verhieß —, und keiner hatte wohl mehr gewollt . . . Ein schmaler Raum mit Büchern und Vasen tauchte vor Ritas Augen auf, und an Worte erinnerte sie sich, die nicht so roh und schlechterlos waren wie die heute ihr ins Ohr geflüsterten — ob er jetzt wohl an sie dachte?

Da war Brandt plötzlich aufgesprungen, hatte sie umschlungen, hielt seinen heißen Mund dicht an ihr Gesicht: „Komm fort von hier — laß mich lange genug warten lassen — morgen ist Aschermittwoch, kannst dann wieder zu den anderen gehen — aber heute gehörst Du mir . . ."

Sie schrak zusammen. Aber weniger Bestürzung als Scham lähmten ihr die Lippen. Heute nur? Und morgen schon vergessen? Und an mehr dachte auch er nicht? Wo war Jaensch jetzt? Warum half er ihr nicht? Vielleicht küßte er jetzt neben der Tapetenwand eine andere — der Morgen kommt ja so schnell —, und man wird müde vom Warten, ja, so war es wohl —

Und nun bog eine feste Hand ihren Kopf zurück —

Da sprang sie auf. Ohne sich umzusehen, war sie in der Garderobe. Rufe eilten ihr noch. Sie war aber schon draußen in der Winternacht. —

Es war sieben Uhr früh, als es an der Tür des Buchhändlers klopfte. Draußen stand Rita. „Ich sah Licht bei Ihnen. Nun? Der Schlitten ist vorgefahren", sagte sie mit einem leisen Lächeln.

Johannes Gracht sah sie fassungslos an. „War es denn möglich? Sie hatte ihn nicht ver-

Nacht

Nacht schleicht heran, die leise singt.
In breitem dunkelm Strom bezwingt
Sie die verstummten Felder.

Mit schwarzem Flutenschwall ergießt
Sie sich zur Stadt und überfließt
Das Haus und löscht die Lichter,

Bis sie, vom eignen Einsamsein
Entsetzt, erschauernd querfeldein
Zum fernen Hahnschrei flüchtet.

Max Bittrich.

Freude zu machen und ihr ein paar Blumen zu bringen, ehe sie fort ging. Dann sah ich sie und betrachtete das Kostüm, das sie tragen wollte, und hörte, wie sie sagte: „Martin Roch hat es für mich entworfen. Er will mich nachher abholen —

Da ging ich ganz langsam nach Hause. Und ich, der nicht zum Tanz ging, legte die Maske des Lächelns und Freundlichseins an, weil ich wußte, daß irgend ein bitteres Wort dem Mädchen die Freude genommen und vielleicht noch Schlimmeres geweckt hätte. Sie aber, die das Maskenkleid anzog, hatte in Wirklichkeit vielleicht eine Maske abgelegt, die sie immer getragen hatte: Der andere war wieder da, als könne es gar nicht anders sein und als gäbe es gar nichts darüber zu deuteln und zu denken.

Ich weiß nicht, ob ich recht oder unrecht empfunden habe. Aber das eine war mir am anderen Morgen, am Aschermittwoch, bewußt, daß über diesen Tag hinaus — nicht nur im Fasching — es immer Menschen geben wird, die im Maskenkleid gehen, ohne daß sie es wissen und andere, die wissend sich verstellen müssen wenn sie nicht wehe tun wollen.

Aber auch die Kraft des Verstellens hat ein Ende. Und damit weißt Du den Grund, warum ich die Heimat verließ und hier wohne. — der Grund, von dem die lachende und schöne Gisela nie etwas erfahren hat."

Er leerte langsam den Rest der Flasche in sein Glas und hob es wie in einem verstohlenen Gruße gegen den Himmel.

„Und nun ist wieder zu Haus der Fasching . . .", sagte er leise.

—e—

Aschermittwoch im Schnee

Skizze von Paulrichard Hensel.

Auch der Wintersportplatz im Gebirge wollte seinen Fasching haben. Die Menschen schienen keine Müdigkeit mehr zu kennen. War am Tage die reichliche Schneedecke mit Schlitten und Skiern belebt, so füllten sich abends die Säle der großen Hotels mit festlich gekleideten und tanzfrohen Menschen. Und daher kam es wohl auch, daß Rita Sommers Besuche bei dem jungen Buchhändler seltener wurden. Sie ging gern zu Johannes Gracht, der seinen kleinen Laden wie zum eigenen Vergnügen zu unterhalten schien, bei dem es immer allerlei hübsche Bücher und buntes und bizarres Kunstgewerbe zu sehen gab und in dessen Korbsessel vor der elektrischen Teemaschine es sich so angenehm plauderte. Und da kam es wohl vor, daß sie die am Tage wie am Abend umworbene Schönheit, den Sportplatz und die Freunde vergaß weil die Stille des Raumes, das Leuchten in den Augen des Mannes seine Zurückhaltung wärmten und wohl taten. Aber wenn sie sich dessen bewußt wurden, war sie plötzlich wie verwandelt. Er soll nicht denken, daß ich in ihr

gessen; sie war zum Tanz gewesen und hatte doch an die Schlittenfahrt gedacht —

„Oder sind Sie eben erst aufgestanden?“ fragte das Mädchen, belustigt über sein erstauntes Gesicht.

„Ich habe noch gar nicht geschlafen“, erwiderte er leise.

Da wurde Ritas Gesicht ganz lieb und still. Er hatte an sie gedacht, die ganze Nacht, das brauchte sie nun nicht mehr zu fragen; und sie hatte es gefühlt.

Fast schweigend fuhren sie in den Morgen hinein. Nach einer Stunde, auf einer Anhöhe schickten sie den Kutscher nach Hause. Die Dunkelheit war gewichen. Schneebedeckt und schlummernd, unter einem Nebelschleier, lag das Städtchen unter ihnen. Und als Rita immer noch schwieg, fragte Johannes leise: „Sind Sie nun traurig, daß der Fasching vorbei ist?“

„Wäre ich dann gekommen?“ Und als schäme sie sich ihrer Weichheit, nahm sie resolut seine Hand: „Nein — Ihr Vorschlag war gut. Man muß mit wachen Augen in diesen Morgen sehen —“

Da begriff der Mann das große, unerwartete Geschenk der Liebe, das ihm dieser Morgen brachte. Sie hatten in den vergangenen Tagen viel miteinander gesprochen, hatten sich verstellt, bezähmt und versteckt. Jetzt war der Fasching vorbei, und was sie sich jetzt sagten war ehrlich und unverhüllt. Aber es bedurfte keiner Worte mehr dazu; nur ihre Hände hielten sich fest, und ihre Augen löften sich nicht voneinander, und ihre Lippen fanden eine beseligendere Sprache. Dann gingen sie eng verschlungen durch den sich teilenden Nebel dem Glockengeläute aus der Tiefe entgegen.

⊙

Wozu das alles?

Humoreske von Leo Walther Stein.

„Zwanzig!“ keuchte der Vorhangzieher. „Nun kann ich bald nicht mehr.“ Der Vorhang flog in die Höhe. „Die beiden Herren Autoren noch einmal allein“, rief der Regisseur. Glückstrahlend verbeugten sich Hans Merten und Max Bäumler, die beiden Väter des Lustspiels „Wozu das alles?“, dessen Uraufführungserfolg von dem dankbaren Publikum mit allen Anzeichen eines großen Abends besiegelt wurde. Ein ungleiches Paar! Hans, der elegante, schlanke Lebemann, mit dem ewigen Einglas im rechten Auge, und Max, der etwas untersetzte, bebrillte Intellektuelle, dem der Dr. phil. aus jeder Falte seines behaglichen Smokings hervorsah. Bei geschlossenem Vorhang umarmten sie sich jetzt, und schworen sich ewige Freundschaft und immerwährende Zusammenarbeit. Max, der stets gefühlvolle, besiegelte den Eid mit zwei schallenden Küssen auf Hansens beide Wangen und einem besonders herzhaften auf den Mund. Ein übermütiges Lachen ließ sie beide aufschauen. „Oh, wie komisch — ich muß immer lachen, wenn zwei Männer sich küssen.“ — „Recht haben Sie, Mrs. Forster“, rief Hans, „es ist geradezu ein Verbrechen, wenn eine so reizende, berückend schöne Frau gänzlich unbeteiligt zusehen muß.“ Die wirklich außergewöhnlich hübsche, junge Amerikanerin reichte lachend ihre beiden Hände ihren Schützlingen zum Kuß. Ihren einflußreichen Bemühungen, und nicht wenger ihrer Dollarmillionen war die Annahme und Uraufführung des Lustspiels der beiden — in den weitesten Kreisen unbekannten — jungen Autoren zu danken. Nun waren sie gemacht! Der noch vor der großen Pause sehr zurückhaltende, als bösester Miesmacher bekannte Theaterdirektor fragte bereits nach dem nächsten Stück. Natürlich habe er, als Entdecker der beiden Neuschöpfer des deutschen Lustspiels, das erste Anrecht darauf. Er verlange schon jetzt die endgültige Zusage. „Wir werden sehen, Mister Direktor, was wird gut sein für meine Freunde, aber nun — mein Wagen wartet, und das Essen im Bristol auch.“

Nun saß man in bester Laune bei einem raffiniert zusammen gestellten Abendessen Hans, ein glänzender Gesellschafter, beherrschte die Unterhaltung, war unerschöpflich im Erzählen von Anekdoten und zitierte dabei auch schon ganze Stellen aus dem zweiten Stück das beide in Arbeit hatten. Der Direktor war begeistert. Mrs. Forster lachte ihr frohestes, silberhelles Lachen. Nur der schwerfällige Max fühlte sich etwas an die Wand gedrückt und war verstimmt. Er machte darauf aufmerksam daß dies alles nur ein Entwurf sei, es müsse ein stark literarischer Einschlag in den Stoff hineingearbeitet werden. „Um des Himmels willen!“ schrie der Direktor. „Wollen Sie mir mein Geschäft verderben? Lachen will mein Publikum, dazu einen Schuß Spannung; aber nur kein Problem, keine Symbolik.“ — „Yes“, pflichtete die Amerikanerin bei, „so müssen Sie dichten viel Lustigkeit und Sensation und Sie werden ein gutes Geschäft machen.“ — „Ach Geschäft, immer nur Geschäft“, brummte Max, „man will doch den Geschmack veredeln!“ —

„Der Herr Veredler!“ spottete Hans. „Wir trinken auf die hundertste Aufführung von „Wozu das alles?“ — „Und auf die zweihundertste von dem neuen Stück!“ rief Mrs. Forster. — „Das Stück ist angenommen, unbesehen“, schrie der Direktor, „ich schicke Ihnen den Vertrag.“

Am nächsten Morgen — Hans plätscherte vergnügt in seiner Badewanne — erschien Max mit einem großen Pack Zeitungen. „Hier Hans, habe ich die Presse.“ — „Glänzend natürlich!“ — „Wie man's nimmt — sie konstatieren alle den großen Abenderfolg.“ — „Na also, was willst Du denn?“ — „Aber hier, bitte höre nur: „eine gute Idee — es hätte ein richtiges Lustspiel werden können, wenn nicht . . .“ und hier: „leider durch gewisse Unwahrscheinlichkeiten stark ins Schwankhafte verzerrt . . .““ — „Unverschämtheit!“ — „Der Mann hat ganz recht, ich habe Dir ja immer gesagt, wir dürfen nicht nur auf die Lachwirkungen . . .“ — „Nein — meinen sollen die Leute im Lustspiel!“ spottete Hans und ließ die Brause spielen. „die Hauptsache, wir haben den Erfolg!“ — „Ja, aber Erfolg verpflichtet. — spritz doch nicht so, ich werde ja ganz naß — und das sage ich Dir, Hans, unser zweites Stück schreibe ich so nicht weiter. Es wird ein Schwank, das decke ich nicht mit meinem Namen!“ — „Dann laß es doch bleiben.“ Hans sprang aus der Wanne. „Spritz nicht so, wir wollen alles noch einmal gründlich durchsprechen.“ — „Es bleibt, wie es ist; Du hast ja gesehen, wie der Direktor gestern darauf flog.“ — „Lieber Hans, ich erkläre Dir, ich schreibe so nicht weiter, eher trenne ich mich von Dir!“ — „Bitte, wie Du willst, ich bin nicht auf Dich angewiesen, ich kann auch allein.“ — „Meinst Du vielleicht, ich kann nicht allein?“ — „Verlach's, Du wirst ja sehen, wohin Du mit Deiner blöden Literatur kommst!“ — „Hans, Du wirst beleidigend, ich habe einen guten Stoff für eine Tragikomödie!“ — „Schreib' sie doch!“ Ich habe sie vorhin am Telephon Mrs. Forster erzählt.“ — „Die wird sich ja gebogen haben vor Lachen!“ — „Begeistert war sie, ich gehe jetzt gleich zu ihr.“ „Jetzt, früh um zehn Uhr?“ lachte Hans. „Also um halb elf!“ — „Nimm mir's nicht übel, Max, Du machst Dich lächerlich mit Deiner Kurschneiderei!“ — „Lächerlich? Das werde ich Dir beweisen!“ — „Du, und diese entzückende, übermondäne Frau?“ — „Die Gegensätze ziehen sich an. Uebrigens bestelle ich mir heute zwei neue Anzüge, dann sollst Du mal sehn!“ — „Gratuliere zur Verlobung, Herr Doktor!“ — „Du bist ja nur eifersüchtig, weil sie mich begünstigt! — Wollen wir wetten, daß sie Dich nicht nimmt?“ — „Dich vielleicht?“ — „Wer weiß, wenn ich ernstlich will!“ — „Unterstehe Dich, die Frau gehört mir! Das trennt uns für ewig . . . Leb wohl!“

Die beiden Autoren, die sich noch gestern ewige Freundschaft und immerwährende Zusammenarbeit geschworen hatten, waren miteinander zerfallen. Vergebens bemühte sich der Theaterdirektor, der um das nächste Stück besorgt war, sie wieder zusammen zu bringen — alles umsonst. Sie schrieben jeder für sich ein eigenes Stück. „Lassen Sie“, sagte die schöne Amerikanerin zu den Vermittlern, „jeder Mensch hat den freien Willen, zu machen eine große Dummheit, man wird sehen, was ich sage“ —

Hans schrieb ein Lustspiel, Max seine Tragikomödie, und beide hatten das Glück, daß ihre Stücke angenommen, und an zwei ersten Bühnen der Reichshauptstadt zur Eröffnung der Winterspielzeit aufgeführt wurden. An dem gleichen Tage! Ihr Selbstbewußtsein war aufs höchste gestiegen. Wozu einen Mitarbeiter? Man konnte Ruhm und Geld für sich allein gewinnen, und mit ihnen die schöne Frau, als Siegerpreis des sicheren Erfolges. Die beiden ehemaligen Freunde und nunmehrigen Konkurrenten wußten ja nicht, wem sie Annahme und Aufführung ihrer Stücke zu verdanken hatten. Mrs. Forster lachte sich ins Fäustchen und freute sich auf den Tag der Aufführung: sie hatte sowohl Hans als auch Max versprochen, der Uraufführung beizuwohnen, und jeden von ihnen — ohne Vorwissen des andern — nach Schluß der Vorstellung in ihre Villa eingeladen Jeder hoffte, das Haus als Bräutigam verlassen zu können . .

Der große Abend war vorüber — als erster erschien Max in der Villa Er wurde von der Zofe in den Salon geführt. Auf dem Sofa in der Mitte des Raumes lag ein großer Lorbeerkranz mit der Aufschrift „Dem glücklichen Autor.“ Stumm betrachtete Max den Kranz und nickte wehmütig. „So so . . . Hans ist auch hier, der Glückliche mit dem großen Erfolge. Na ja, er kann ja auch wirklich was, ich gönne es ihm.“ Max ging zum Fenster und sah trübsinnig in die Nacht hinaus. Hans trat ein. „Da ist ja Max . . .“ Er sah den Kranz. „Hat natürlich großen Erfolg gehabt. Ich gönne es ihm, er ist in ein guter Kerl — und ein starkes Talent.“ Mit zwei Schritten war er bei Max und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich gratuliere Dir!“ — „Zu meinem Durchfall?“ — „Durchfall? Gehört denn der Kranz nicht Dir?“ — „Mir? Nein, ich denke Dir!“ — „So seh' ich aus“, lachte Hans, „ausgesichtet!“ — „Du auch?“ — „Und wie! Schon nach dem zweiten Akt!“ — „Ich schon nach dem ersten.“ — „Mein herzliebstes Beileid!“ — „Gleichfalls!“ — „Aber Max, wie kann man auch sein Stück „Femme“ nennen! Wenn Du noch Durst gehabt hättest!“ — „Na, na, lieber Hans. Du hast mir sehr geholfen!“ — „Und Du mir!“ — „Wir waren töricht!“ — „Zwei Riesenrösser waren wir! Aber ich war schuld!“ — „Nein, ich!“ — „Max!“ — „Hans!“ Und in den Armen lagen sich beide.

Durch den Türvorhang steckte Mrs. Forster das reizende Köpfchen. „Habe ich es so gut gemacht?“ — „Göttliche Frau!“ Die beiden Freunde bedeckten die ihnen entgegen gestreckten Hände mit Küssen. „Schluß! Wir wollen offen. Sie werden sich sicher sehr freuen meinen Mann kennen zu lernen!“ — „Ihren Mann?“ — „Was, er ist angekommen — wir waren in Scheidung, aber nun ist alles wieder gut.“

⊙

Der Amokläufer

Skizze von Hans Arnold.

Die Wache am Pfahl in der Straße eines in der Nähe von Semarang liegenden javanischen Kampongs schrillte laut und gellend, und unmittelbar darauf erschollen die Schreckensrufe der geängstetsten Einwohner: „Amok! Amok!“ Da wurde auch schon die Gestalt des Amokläufers, des maduresischen Tabakarbeiters Belawan, sichtbar. Im schnellen, aber unsicher schwankenden Lauf näherte er sich, die Augen starr und blutunterlaufen, in jeder Hand und zwischen den Zähnen einen todbringenden Kris. Da lagen auch schon zwei Opfer, ein älterer Mann und ein junges Mädchen, die scheinbar die Gefahr zu spät bemerkt hatten und sich nun in ihrem Blute wälzten. Schüsse erschollen, von denen einer bereits getroffen zu haben schien, denn von der Nase des Amokläufers rieselte ein dünner Blutstreifen. Unbeirrt lief dieser aber weiter. Da führte ihn ein Zufall oder auch das Schicksal den jungen holländischen Beamten van Leuwen der nahen Tabakpflanzung in den Weg. Der Weiße war seinen Browning und richtete ihn auf den Maduresen. Aber irgend etwas Geheimnisvolles veranlaßte ihn, die Waffe auf den ihn bereits unmittelbar bedrohenden Burschen nicht abzudrücken: er sprang vielmehr zur Seite, indessen dieser blöklich wie vom Blitz getroffen zusammenbrach und sich in Krämpfen auf dem Boden wälzte. Nun faßten auch einige bisher ängstlich hinter den Haustüren abwartende Dorfinsassen Mut, entwanden mit vieler Mühe dem heftig um sich schlagenden Burschen die Waffen und brachten ihn in sicheren Gewahrsam. —

Einige Zeit darauf fand in Samarang die gerichtliche Abdung dieses Falles statt. Der Angeklagte, bisher unbescholten und als fleißiger, zuverlässiger Arbeiter bekannt, verweigerte hartnäckig jegliche Aussage. Die bedeutete von ihm — leichter als es zuerst den Anschein hatte — Verletzten waren Vater und Tochter und hatten keinen Strafantrag gestellt: im Gegenteil bot das junge, auch für europäische Begriffe auffallend hübsche Mädchen um Freilassung des Angeklagten. Der Richter, ein sozialer, bereits seit vielen Jahren in den Tropen ansässiger und mit der Psyche der Eingeborenen ziemlich vertrauter Mann, forschte sie über ihre Beziehungen zu dem Maduresen aus. Ob sie ein Verhältnis mit ihm gehabt habe? Aber auch sie hüllte sich in hartnäckiges Schweigen. Die ziemlich seltsamen Begleitumstände des Falles, vor allem der Grund, weswegen van Leuwen den als Amokläufer doch vogelfreien Maduresen nicht ohne weiteres niedergeschossen hatte, interessierten ihn. Zudem wußte er, daß die malaiische Rasse eine ihr zugefügte Kränkung nie vergißt, und befürchtete infolgedessen das Mädchen und wohl auch der junge Beamte, zu dem diese, wie er vermutete, in zarten Beziehungen gestanden haben mußte, würden doch über kurz oder lang der Rache des Burschen zum Opfer fallen.

Er vertagte den Fall, um bei van Leuwen nähere Erkundigungen einzuholen. Diese bestätigten seine Vermutung. Es war die alte Geschichte. Das hübsche Mädchen hatte sich — wohl auch auf Veranlassung seines Vaters, der sich von der Beziehung seiner Tochter zu dem Holländer besondere Vorteile versprach — van Leuwen genähert, ihm mit der naiven Koketterie ihrer Rasse Avancen gemacht, und der seit seit kurzem dort befindliche, noch wenig landeskundige Fremde war sehr bald den sinnlichen Reizen und Lockungen des Mädchens erlegen. Dabei wurde natürlich der frühere Liebhaber — eben jener Belawan — vernachlässigt, und dieser wieder betäubte zunächst Wut und Enttäuschung mit Opium, bis Eifersucht und Rauschgift ihn so entnervt hatten daß er eines Tages zum Amokläufer wurde. — Sehr ernst geworden, fragte nun der Richter seinen jungen Landsmann, wie er sich die weitere Entwicklung dieses Falles denke. Etwas betreten meinte van Leuwen, daß der Bursche nach Verbüßung seiner Strafe das Mädchen heiraten und er selbst dann dem Paar eine reichliche Brautgabe zukommen lassen würde. „Damit dürfte nach meiner Erfahrung die Angelegenheit nicht erledigt sein“, meinte der Richter, „jedenfalls gebe ich Ihnen den Rat, sofort um Ihre Versetzung in einen anderen Bezirk einzukommen.“ — Einige Tage darauf wurde Belawan zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt. Mit geradezu stumpfsinniger Ruhe nahm er das Urteil on.

Van Leuwen legte der Warnung des Richters keinerlei Bedeutung bei, zudem lernte er einige Tage darauf die bildschöne Tochter eines soeben nach der Kolonie versetzten Beamten kennen und verliebte sich sterblich in sie. Ein Vierteljahr später waren sie Mann und Frau. Von seiner früheren Geliebten hörte er seit jenem Vorfall nichts mehr. Ihrem Vater hatte er ein reichliches Geschenk übergeben, und bei dieser Gelegenheit versicherte ihn der Alte unterwürfig, daß seine Tochter in einem anderen Kampong arbeite und bald den Sohn eines Freundes heiraten würde.

So schien alles in bester Ordnung zu sein, als auf einmal die holländische Gesellschaft von der Nachricht erschreckt wurde, daß der bisher in glücklichster Ehe lebende van Leuwen seine junge Frau in einem Anfall geistiger Umnachtung erstochen habe. Die Begleitumstände der Tat waren allerdings dunkel und seltsam. Wie die eingeborenen Diener bekundeten, hatte sich das junge Paar wie immer in bestem Einvernehmen zur Ruhe begeben. Am nächsten Morgen fand man die junge Frau tot in ihrem Bette auf. Ein ihrem Mann gehöriges kurzes Jagdmesser steckte noch in ihrer Brust. Während dieser selbst in einem apathischen Zustand in seinem Bette lag und keinerlei Auskunft zu geben vermochte. Eine völlige Erinnerungslosigkeit schien ihn befallen zu haben. Aus seinem Munde kam nur ein wirres Gestammel. Es blieb nichts anderes übrig, als ihn nach Batavia in das Sanatorium eines als Psychiater bekannten Arztes zu schaffen. Allmählich kehrte seine Erinnerung zurück. Er behauptete, in jener Nacht einen Schatten gesehen zu haben, der ihn durch einen furchtbaren Schlag auf den Kopf betäubt haben müsse. Von allem weitern wisse er nichts. Schließlich wurde er nach allmählicher Besserung seines Zustandes als geheilt entlassen. In der gerichtlichen Untersuchung stand man zwar seinen Angaben mißtrauisch gegenüber; das Verfahren wurde aber niedergeschlagen, da jeder Beweggrund für eine Absicht seiner Tat fehlte.

Da gelang es eines Tages jenem Richter der ihn seinerzeit gewarnt hatte, den Fall ziemlich restlos aufzuklären. Er stellte fest, daß Belawan, der eine Woche vor der Tat aus dem Gefängnis entlassen war, sich in jener Zeit in seinem früheren Kampong aufgehalten hatte. Weiter ermittelte er, daß etwa eine Woche später die einstige Geliebte des Eingeborenen die nach ihrer Verheiratung in einem ziemlich weit entfernten Kampong lebte, in der Nähe ihrer Hütte tot aufgefunden wurde. Eine sichtbare Todesursache war nicht festzustellen; sie mußte einem Herzschlag erlegen sein. Auch in diesem Kampong hatte man ihn gesehen. Belawan wurde nun verfolgt mit dem Ergebnis daß er schließlich in die Enge getrieben von neuem Amok lief und dabei getötet wurde. Die völlige Aufklärung des Falles war somit nicht mehr möglich: immerhin sprach eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß Belawan in der Mordnacht van Leuwen durch einen heftigen Schlag betäubt und dann die junge Frau mit van Leuwens Messer erstochen hatte. Dann mußte er diesem einen jener landesüblichen geheimnisvollen Gifttränke, in deren Herstellung ja die malaiische Rasse Meister ist, verabfolgt haben, dessen Folge die Erinnerungslosigkeit van Leuwens war. Auch der plötzliche Tod seiner früheren Geliebten war sicher durch irgend ein unmittelbar tödlich wirkendes Gift erfolgt.

Van Leuwen kehrte als kranker und seelisch gebrochener Mann bald darauf nach Holland zurück.

Herr Picard

Skizze von Thomas Lindner.

Herr Guillaume hatte wirklich sein Kreuz zu tragen. Man muß sich vor Augen halten, daß er seit Jahren Abteilungsvorstand in einem zentral gelegenen Polizeirevier der Stadt Paris war. Und dazu noch für Kriminalfälle!

Aus diesem Grunde wurde der elegant gekleidete alte Herr, der eben über die Schwelle des Amtszimmers trat, von Herrn Guillaume nicht gerade sehr liebenswürdig empfangen.

„Wohl wieder so'ch ein Querulant“, fuhr es nämlich bei dessen Anblick durch den Kopf des Kommissars. „Einer, der sich einbildet, daß man ausgerechnet für ihn auf der Welt sei.“

Aus solchen Erwägungen heraus beschloß Herr Guillaume, der im Grunde seines Wesens Bureaukrat war und nichts anderes, diesen Herrn zunächst ein bißchen warten zu lassen.

Daher wandte er sich an den alten Herrn mit den Worten: „Ich muß Sie schon bitten, mein Herr, sich einen Augenblick zu gedulden Wollen Sie bitte auf diesem Stuhl Platz nehmen?“

Bescheiden und ohne einen Laut von sich zu geben, folgte der alte Herr dieser Aufforderung.

Herr Guillaume, der bislang vor seinem Schreibtisch gesessen hatte, erhob sich! Gravitätischen und langsamen, man könnte beinahe sagen, feierlichen Schrittes, so wie er das nun einmal an sich hatte, begab er sich alsdann an den Aktenschrank und entnahm diesem ein Aktenstück. Die Bearbeitung dieser Sache eilte durchaus nicht. Es war die Voruntersuchung eines Falles, der ins Stocken geraten war, der, wenn das so weiter ging, der Verjährung anheim fallen würde. Darum mußte er von Zeit zu Zeit bearbeitet werden, und Herr Guillaume hielt diesen Augenblick, da der Alte wartete, für hierzu am besten geeignet.

So band er denn das nun vor ihm auf dem Tisch liegende Aktenbündel dieses halb vermoderten Falles in aller Seelenruhe zunächst einmal auf und brannte sich eine Zigarette an. Und dann, die etwas spitze Nase in die Folioboge versenkend, ließ er das Auge verstohlen dann und wann zu dem unwillkommenen Gast hinüberschweifen, der ihm sicherlich nur überflüssige Arbeit aufzuhalsen und keinerlei Befriedigung seines Ehrgeizes zu gewähren hatte.

Herr Guillaume war in seinem Beruf ergraut. Somit hatte er einen Blick für seine Leute. Der da vor ihm neben der Tür in der Ecke des Amtszimmers saß war ein „Bourgeois“. Einer, der etwas auf seinen äußeren Menschen gab, der sich seiner Stellung bewußt geworden, der trotz seines vorgeschrittenen Alters etwas Dandymäßiges trug. Offenbar einer, dem es das Leben leicht gemacht hatte!

Endlich schien dem Kommissar der Augenblick des Handelns gekommen zu sein. Er schloß den Aktendeckel, warf sich in den Schreibsessel zurück, nahm den Klemmer von der Nase. und trommelte mit dem Bleistift auf der Tischplatte. Das pflegte er stets zu tun, wenn er amtlich in Aktion trat.

„Sie haben mir vermutlich eine Anzeige zu erstatten“, begann jetzt Herr Guillaume.

„Allerdings!“

„Dacht' ich's mir doch gleich“, knurrte der Kommissar ein wenig ungnädig vor sich hin. „Aber wenn ich bitten darf, fassen Sie sich nach Möglichkeit kurz. Meine Zeit ist bemessen.“

Bei diesen Worten zog Herr Guillaume die Uhr.

„Sechs Minuten vor zwölf. Ich pflege pünktlich zu dieser Zeit mein Essen drüben in einem Restaurant zu nehmen. Bis dahin müssen wir zu Ende sein. Also bitte! Womit kann ich dienen?“

„Darf ich Ihnen zunächst meine Personalien bekannt geben, Herr Kommissar?“

„Das wird allerdings unumgänglich sein!“ Leider! (Dieses Wort sprach Herr Guillaume nicht aus, er dachte es nur!) „Also los!“

„Ich heiße Maurice Victor Picard, bin 63 Jahre alt, geboren in Paris am 4. März 1861 und wohnhaft Boulevard des Filles-du-Calvaire 16. Seit fünfzehn Jahren bin ich Kassierer der Komischen Oper und genieße, wie Sie sogleich sehen werden, an diesem Institute eine Vertrauensstellung.“

Herr Guillaume ward ungeduldig. Darum unterbrach er: „Und was hat das mit Ihrer Anzeige zu schaffen, Herr Picard, daß Sie seit fünfzehn Jahren eine Vertrauensstellung genießen? Offen gestanden, ich verstehe das nicht.“

„Sehr richtig, Herr Kommissar. Ich habe in den letzten 4 Jahren an der Kasse der Komischen Oper die Summe von 520 000 Francs unterschlagen!“

Bei diesen Worten Picards sprang Guillaume von seinem Sessel auf, als ob ihn ein giftiges Insekt gestochen hätte. Er vergaß sogar die Uhr, die vor ihm auf dem Tische lag und auf der es mittlerweile zwei Minuten nach Mittag geworden war.

Er ging auf Picard zu, packte diesen an beiden Schultern und begann ihn zu schütteln. Und stieß dabei hervor: „Das ist doch nicht wahr, das kann gar nicht wahr sein! Wenn das wahr wäre, das würfe ja meine ganze Praxis über den Haufen, das spräche ja jeder sachmännischen Erfahrung Hohn. Sie wollen mich zum besten haben, Herr Picard! Oder aber, Sie wollen mir eine Falle stellen. Ich bin nicht der Erstbeste, der in eine solche Falle läuft, verlassen Sie sich darauf. Ich lasse mich nicht hineinlegen. Warum bringen Sie sich selbst zur Anzeige? Nennen Sie mir einen plausiblen Grund für diese Tatsache, ehe Sie voraussetzen, daß ein Beamter von meinem Alter und meiner Erfahrung auf diesen Leim kriechen soll!“

Der alte Kommissar war die Aufregung selbst, aber Picard bewahrte seine Ruhe vollkommen. Im Tone freundlichsten Zuredens versicherte er: „Sie dürfen meinen Worten das vollkommenste Vertrauen entgegen bringen, Herr Kommissar, denn es steckt keine Falle oder sonst deraleichen dahinter. Aber wenn Sie mir keinen Glauben schenken wollen, dann überzeugen Sie sich bitte selbst. Das ist das einfachste Ding in der Welt. Es sind von hier nur wenige Schritte bis zur Komischen Oper. Sehen Sie die Bücher nach. Prüfen Sie die Kasse. Sie werden feststellen. daß 520 000 Francs fehlen, wie ich Ihnen eben gesagt habe. Darf ich bitten . . .“

Da brauste Guillaume auf: „Nun behaupten Sie nur noch, daß die Stimme Ihres Gewissens . . .“

Verzeihend lächelte Herr Picard: „Aber das behaupte ich in diesen Zeiten ja gar nicht, Herr Kommissar. Nein! Allein die Dummheit der Menschen, die solches vier Jahre lang geschehen ließ, ist mir unerträglich geworden. Darum tue Sie mir den Gefallen.“

Guillaume folgte Picard und stellte die von diesem behaupteten Tatsachen in ihrer unumstößlichen Richtigkeit fest.